

ZUR EINFÜHRUNG

Rudolf Wagner-Régeny, vor 75 Jahren am 28. August 1903 in Szász-Regen (Siebenbürgen) geboren, verbrachte Kindheit und Schulzeit nach in der verfallenden österreichisch-ungarischen Monarchie. Kurz nach dem ersten Weltkrieg begann er sein Studium am Leipziger Konservatorium, siedelte aber bald nach Berlin über, um hier nach Studien bei R. Krasselt, F. E. Koch, E. N. von Reznicsek, F. Schreker und S. Ochs 1923 seine musikalische Ausbildung abzuschließen. In den Jahren 1927 bis 1930 reiste er mit Rudolf von Laban und seiner Kammertanzbühne als dessen Kapellmeister und Komponist durch Deutschland, die Schweiz und Holland. 1929 traf Wagner-Régeny in Essen mit dem Bühnenbildner, Maler und Schriftsteller Caspar Neher zusammen, der ihm in der Folgezeit, beginnend mit dem „Günstling“, die Textbücher für seine bekanntesten Opern lieferte, die den Namen des Komponisten in die Welt trugen. Der entscheidende Durchbruch gelang 1935 mit der überaus erfolgreichen Uraufführung des „Günstling“ an der Staatsoper Dresden unter Karl Böhm, die schlagartig Wagner-Régeny in die vorderste Reihe der zeitgenössischen deutschen Opernkomponisten rücken ließ. 1939 folgten – unter Herbert von Karajan – die „Bürger von Calais“ in Berlin, sodann 1941 an der Wiener Staatsoper „Johanna Balk“ unter Leopold Ludwig. Dann, 1943, wurde der Künstler zum Militärdienst einberufen, der schwere gesundheitliche Schädigung brachte. 1947 wurde Wagner-Régeny zum Direktor der neugegründeten Musikhochschule Rostock sowie zugleich zum Professor und Leiter der Meisterklasse für Komposition ernannt. 1950 erfolgte seine Berufung als Professor für Komposition an die ebenfalls neugegründete Deutsche Hochschule für Musik in Berlin, wo er bis 1968 wirkte. Gleichzeitig leitete er eine Meisterklasse für Komposition an der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin. Mit dem szenischen Oratorium „Prometheus“ (nach Aischylos) wurde 1959 das neuerbaute Haus des Staatstheaters Kassel eingeweiht. 1961 gelangte während der Salzburger Festspiele die Hofmannsthal-Oper „Das Bergwerk zu Falun“ zur Uraufführung. Der Komponist verstarb am 18. September 1969 in Berlin.

Wagner-Régeny, Nationalpreisträger, Ordentliches Mitglied der Akademie der Künste der DDR zu Berlin wie auch Mitglied der Akademie der Künste in Westberlin und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu München, eine der prominentesten Komponistenpersönlichkeiten unserer Republik, war vor allem Opernkomponist, der sich namentlich in den Neher-Opern der mittleren Schaffensperiode als legitimer Fortsetzer des von Brecht und Weill begründeten gesellschaftskritischen, lehrhaft-epischen Musiktheaters erwies. Aber auch verschiedene gewichtige Orchester- und Kammermusikwerke, Klavierstücke, Lieder und Kantaten demonstrieren eindringlich seine auf stärkste Verdichtung der melodischen Linien bedachte Tonsprache, die das Laute, das Grelle und die Klangschwelgerei bewußt vermeidet. Seine antiromantische „Kunst der Ausparung“ verbindet strenges Formbewußtsein, kunstvolle lineare Stimmführung, herben Klangcharakter mit innerer Gespanntheit des Ausdrucks. Obwohl sie durch gefühlsmäßige Verhaltenheit Distanz hält, besitzt seine Musik zugleich ein hohes Maß an Deutlichkeit und Verständlichkeit. Busonis neoklassizistische Bestrebungen führte Wagner-Régeny in seinem Spätschaffen zur Synthese mit der subjektiv modifizierten Dodekaphonie.

Die Konzertbesucher der Dresdner Philharmonie hatten in den letzten Jahren verschiedentlich Gelegenheit, mit den Werken des Dresden so sehr verbundenen Komponisten bekannt zu werden. Erinnerung sei an die denkwürdigen Uraufführungen der Kantaten „Schir Haschirim“ (1966) und „An die Sonne“ (1971) sowie der „Gesänge des Abschieds“ (1972), an die Erstaufführung der „Mythologischen Figurinen“ (1969) und auch an die Uraufführung der Hesse-Klavierlieder (1969). Heute nun erklingt als Dresdner Erstaufführung die Kantate

„Genesis“ für Altsolo, vierstimmigen gemischten Chor und kleines Orchester, die in den Jahren 1955/56 entstand und bereits damals vom Komponisten als sein künstlerisches Testament bezeichnet wurde. Das Werk brachte Herbert Kegel 1956 in Leipzig mit dem Rundfunkchor, dem Rundfunkinfanterieorchester und der Münchner Altistin Herta Töpfer zur Uraufführung. Wie alle Arbeiten Wagner-Régenys besitzt auch die Kantate „Genesis“ eine eindeutige künstlerische Grundhaltung. Sie besteht in der Besinnung auf Klarheit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit, Disziplin, in der Vermeidung alles Überflüssigen und Verschwommenen.

Schon immer hat die alttestamentarische Schöpfungslegende die Kunstschaffenden, nicht zuletzt die Komponisten, veranlaßt, sie mit ihren Möglichkeiten individuell zu gestalten. Von Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ spannt sich dabei ein weiter Bogen bis zu den vielfältigen Darstellungen des 20. Jahrhunderts, zu denen auch Wagner-Régenys „Genesis“ nach dem ersten Buch Mose in der lateinischen Übersetzung der „Vulgata“ gehört. Über die künstlerisch-philosophische Idee, die er in der Kantate „Genesis“ gestaltete, äußerte sich der Komponist folgendermaßen: „Es ist heute, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, notwendig, einem Werke, welches die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand hat, eine erklärende Einleitung in Worten vorzuschicken. Wohl hat zu allen Zeiten, mögen sie ‚obergläubisch-primitiv‘ oder ‚aufgeklärt-selbstbewußt‘ gewesen sein, die Einsicht in das Werden unserer Welt die Unterschiede festgestellt zwischen: Licht und Finsternis; zwischen Festem und Flüssigem; zwischen Räumen, die ‚oben‘, und solchen, die ‚unten‘ liegen; wie auch die Unterschiede in der Höherbildung der Lebewesen in der zeitlichen Folge. Mich hat die Freude an der Vorahnung der althebräischen Geistigkeit bewogen, die GENESIS des Moses in Musik zu setzen. Denn diese Ahnung ist 2000 Jahre später von der Naturwissenschaft bestätigt worden; daß aus Nebeln (dem Chaos) die Erde entstand, daß Leben durch die Einwirkungen des Lichtes sich bildete, daß es im Wasser seinen Ursprung fand, daß die Rolle der Pflanzen aus dem Anorganischen des Erdreichs die Organismen des Tieres (und des Menschen) gleichsam hervorspielte...“

Diese Gedanken und Bilder, mögen sie logisch-begründet oder ahnungsvoll erschaut sein, erregen die Phantasie und führen zu beglückender Zusammenschau des Einzelnen. Schließlich hebt die in ihrer Logik und Präzision unübertroffene Einfachheit der lateinischen Sprache das Bildwerk der Schöpfung in die Sphäre des Längergültigen, als es alle ‚lebenden‘ Sprachen zu tun vermachten. Wer an die Unbeweisbarkeit sowohl der theologisch-idealistischen als auch der wissenschaftlich-materialistischen Anschauungen glaubt, der mag wie Goethe im „Erstaunen“ über alles Gewordene, Vergehende und Wiederwerdende sein Genüge finden!“ Weit gespannt ist also der inhaltliche Radius des Werkes, der uns gestattet, die Schöpfungslegende, unabhängig von ihrem religiösen Sinngehalt, „als Ausdruck jener großen Problematik des Werdens und Vergehens“ aufzufassen, „welche die Wissenschaft und Kunst zu allen Zeiten bewegt hat und immer bewegen wird“ (H. Seeger).

Musikalisch beeindruckt das Werk durch seine geistige Reife und seelische Tiefe; es erstrebt intime, doch keineswegs esoterische Wirkungen. Die Einfachheit des Satzes, bei höchster Kunstfertigkeit auf der Grundlage logischer Klangverknüpfungen einer erweiterten Tonalität, ist kaum überbietbar; die ernste Größe und Würde, das Ethos der erreichten Aussage um so bedeutender. Wagner-Régeny will den Text nicht deuten, nicht auslegen, er berichtet, er verbildlicht ihn. Ausdrucksträger sind die Solostimme und die eindringlichen Chorpartien, denen ein teils kantabel-schwingendes, teils engstufiges, immer schlichtes Melos zugewiesen ist, das durch häufige Tonrepetitionen fast liturgisch-psalmodierenden Rezitativcharakter erhält, dabei aber sowohl einer „lebendigen Steigerung voller innerer Dramatik“ (H. Seeger) als auch herber Ariosi fähig ist.